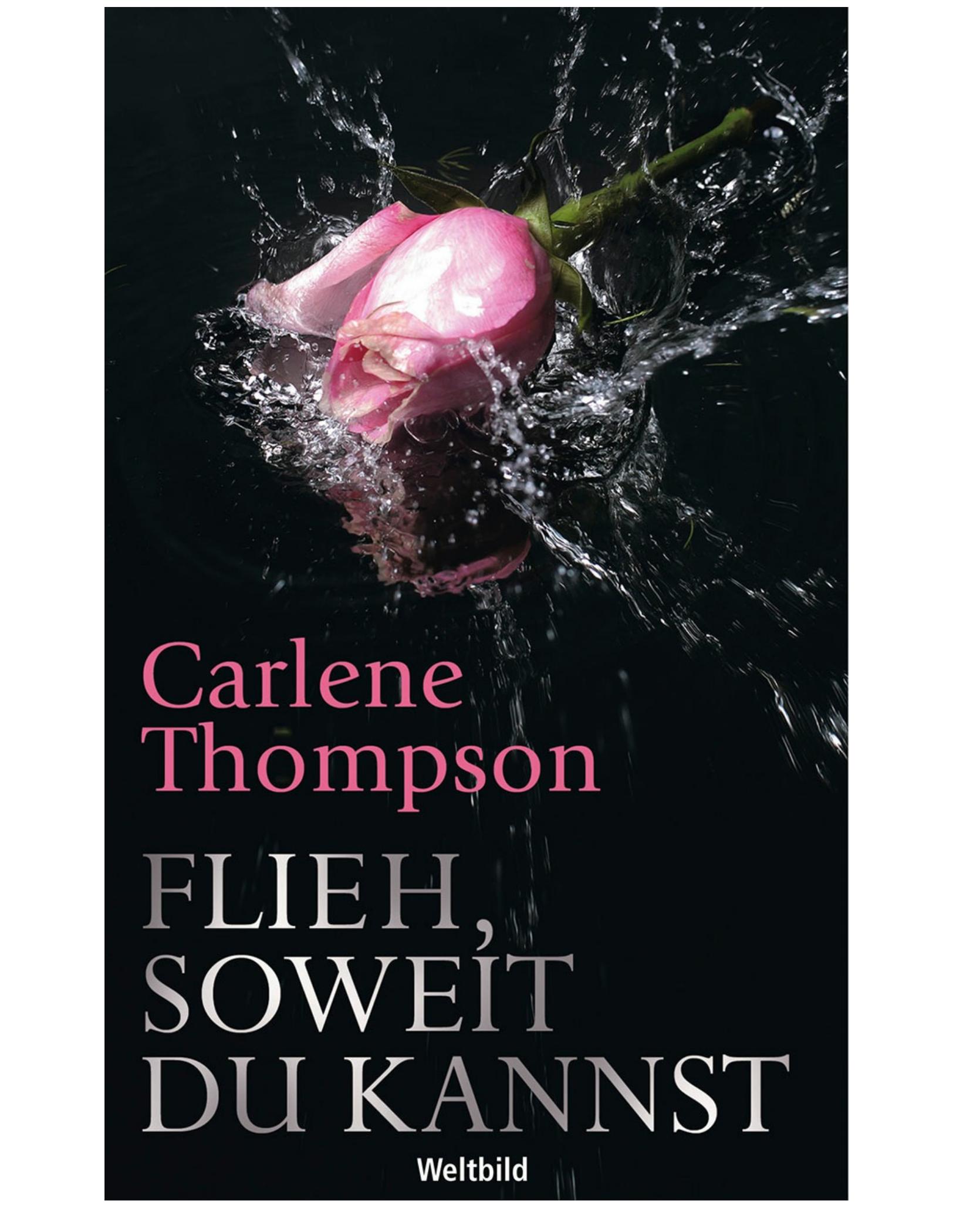




Carlene
Thompson

FLIEH,
SOWEIT
DU KANNST

Weltbild

A close-up photograph of a pink rose splashing in water. The rose is the central focus, with its petals partially open and surrounded by dynamic water droplets and splashes. The background is a deep, dark black, which makes the pink of the rose and the white highlights of the water stand out sharply. The lighting is dramatic, highlighting the texture of the petals and the movement of the water.

Carlene
Thompson

FLIEH,
SOWEIT
DU KANNST

Weltbild

Deine Flucht wird dich nicht retten ...

Penny Conley zieht mit ihrer fünfjährigen Tochter Willow in eine Kleinstadt in West Virginia, um dort nach dem frühen Tod ihres Mannes ein neues Leben zu beginnen. Doch eines Nachts erschüttert eine Explosion ihr Haus. Penny erleidet schwerste Verbrennungen und fällt ins Koma. Die Fotografin Diana, die sich mit Penny angefreundet hat, stellt Nachforschungen an und stößt auf immer mehr Ungereimtheiten. Doch Diana wird beobachtet. Jemand ist zu allem entschlossen, um Pennys Vergangenheit für immer begraben zu lassen ...

Carlene Thompson

Flieh, soweit du kannst

Roman

Weltbild

Die Autorin

Carlene Thompson wurde 1952 in Parkersburg, West Virginia geboren. Sie studierte Englische Literatur und unterrichtete von 1983 bis 1989 an der Universität von Rio Grande in Ohio. Carlene Thompson lebt heute als freie Schriftstellerin auf einer Farm in West Virginia. Sie hat zahlreiche herrenlose Hunde und Katzen bei sich aufgenommen, die auch in ihren Büchern vorkommen. In diesem Roman sind es die beiden Katzen Romeo und Christabel.

Mehr über die Autorin erfahren Sie im Internet unter

www.carlenethompson.us

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel You Can Run ... bei St. Martin's Press, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.
Copyright der Originalausgabe © 2009 by Carlene Thompson
Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press LLC
durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen, vermittelt.
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Übersetzung: Sabine Schilasky
Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg / Bayern
Redaktion: Gerhild Gerlich, München
Covergestaltung: *zeichenpool, München
Titelmotiv: www.shutterstock.com (© RazoomGame)
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN: 978-3-95569-590-3

Für Rebecca Oldfield,
die zarteste englische Rose

Dank

Mein Dank geht an Pamela Ahern, Anne Bensson, Keith Biggs, Patricia Nicolescu und Jennifer Weis.

Und ein besonderes Dankeschön an Phyllis Sabellichi, die mich ermutigte, als ich es am dringendsten brauchte.

Prolog

Das Kind kletterte durchs Fenster hinaus in die drückend schwülheiße Sommernacht. Es hatte den Mund ein kleines bisschen geöffnet und drehte sich im Kreis. Fasziniert blickte die Kleine hinauf in den Himmel und fand, dass die Sterne wie Silberkonfetti auf Mommys schwarzem Samtkleid aussahen. Noch nie hatte sie so viele Sterne um den Mond herum blinken sehen, der dick und weiß wie frischer Schnee war. Vielleicht war der Mond ja sogar aus Schnee, überlegte sie. Vielleicht war es so weit da oben viel zu kalt, dass der Schnee gar niemals schmelzen konnte.

Aber das würde sie Mommy ein andermal fragen, denn jetzt hatte sie etwas Wichtiges zu tun. Sie nahm das Schraubglas von der Fensterbank und vergewisserte sich, dass auch ja genügend Luftlöcher in dem Deckel waren. Dann horchte sie. Aus dem Haus war Musik zu hören. Das Lied kannte sie. Es hieß »In My Room« und wurde von Männern gesungen, die am Strand wohnten. Mommy hörte es immer, wenn sie traurig war, und heute Abend spielte sie es wieder und wieder.

Und Mommy war nicht bloß normal traurig. Die letzten paar Tage, solange das kleine Mädchen sich von einer Operation am Bauch erholen musste, hatte Mommy nicht einmal wie sonst gelacht. Seit sie am Morgen aus dem Krankenhaus zurückgekommen waren, lief Mommy durch ihr kleines Haus, und manchmal weinte sie dabei. Wenn das Kind sie fragte, was sie denn hatte, sagte Mommy jedes Mal: »Nichts. Gar nichts! Alles ist gut, Willow.«

Aber Mommy sah nicht aus, als wäre alles gut. Deshalb hatte Willow beschlossen, ihr eine ganz schöne Überraschung zu bereiten, auch wenn Mommy bestimmt böse wurde, weil Willow doch im Bett liegen sollte. Sie musste sich unbedingt beeilen und zurück sein, bevor Mommy wieder in ihr Zimmer sah, wie sie es so oft heute gemacht hatte. Wenn sie nämlich beim nächsten Mal merkte, dass gar keine Willow im Bett lag ...

Nein, daran wollte Willow jetzt lieber nicht denken. Schließlich hatte sie zu tun, und wenn sie ganz schnell war und sich richtig Mühe gab, war sie wieder zurück, ehe Mommy erneut nach ihr guckte.

Willow lief durch den Garten, so schnell es ihre fünfjährigen Beine erlaubten. Sie mochte den Garten hinter dem Haus sehr gern, denn hier hatte sie eine Schaukel und ein Planschbecken aus Gummi. Vage erinnerte sie sich, dass sie mal in einem sehr großen Haus gewohnt hatten, das ganz hoch war und viele, viele Fenster hatte. Da gab es weder einen Garten noch eine Schaukel, aber manchmal ging Mommy mit ihr in einen riesigen Garten, der Central Park hieß. Im Central Park hatte es auch Rasen gegeben, aber Willow mochte ihren Rasen hier viel lieber.

Sie hatte das Gras sogar so gern, dass sie dauernd daran riechen musste. Sie ächzte ein bisschen vor Schmerz, weil ihr zu spät einfiel, dass sie sich nicht bücken durfte, denn das mochte ihr Bauch nicht. Aber nun war es zu spät, und ihr Bauch tat auch gar nicht doll weh. Außerdem hatte sie einen Löwenzahn entdeckt. Willow liebte Löwenzahn sehr, weil

die Blumen so leuchtend gelb und weich waren. Diesen Sommer hatte sie oft Löwenzahnsträuße für Mommy gepflückt, und Mommy hatte sie in ein Glas Wasser gestellt.

Willow schob ihr langes, rotblondes Haar nach hinten und steckte sich die Blume hinters Ohr. Dann lief sie weiter zu dem kleinen Wald, der hinten an den Garten grenzte. Der Mond und die Sterne leuchteten hell genug, sodass sie ihre kleine Plastiktaschenlampe überhaupt nicht hätte mitnehmen müssen. Sie hielt ihr kostbares Schraubglas mit beiden Händen. Wenn sie es fallen ließ und es zerbrach, wäre ja die schöne Überraschung ruiniert. Sie musste also vorsichtig sein.

Willow ging nur bis unter die Bäume ganz vorn. Dort schraubte sie den Deckel vom Glas und stand ganz still. Sie traute sich kaum zu atmen und wartete. Und wartete. Und

...

Da! Ein winziger gelber Strahl über ihrem Kopf, aber nicht zu hoch! Sie griff hinauf, schloss behutsam die Hand um den Leuchtkäfer, steckte ihn in ihr Glas und schraubte den Deckel wieder auf. Dann hielt sie das Glas in die Höhe und guckte hinein. Blink, blink, blink! Ihre Freundin sagte dazu »Glühwürmchen«, was Willow ziemlich dumm fand. Diese Insekten glühten doch nicht, denn das würde ja wehtun, und Würmer waren nicht schön! Und angeblich nannten einige sie »Feuerfliegen«, was ganz falsch war, weil sie doch nichts verbrannten. Nein, diese Käfer waren niedlich und leuchteten in hübschen Farben, die keinem wehtaten. Mommy nannte sie »Johannisfünkchen«, und das sagte Willow auch zu ihnen. Dieses Johannisfünkchen taufte sie »Löwenzahn«.

Willow machte einen Schritt tiefer in den Wald, blieb jedoch gleich wieder stehen. Mommy wollte, dass Willow gar nicht in den Wald ging, weshalb Willow es aufregend fand, hier zu sein. Allerdings war es hier viel dunkler als im Garten, und das war schon ein bisschen unheimlich, vor allem nachts. Und wenn »Löwenzahn« hier herumgeflattert war, gab es bestimmt noch mehr Käfer an dieser Stelle, also musste Willow überhaupt nicht weiter ins Dunkle.

Wieder blieb sie ganz still stehen und versuchte, nur sehr leise zu atmen. Das war nicht einfach, denn es war so heiß, dass Willow sich fühlte, als hätte sie eine Decke auf dem Kopf. Auch der wenige Wind war genauso heiß wie alles andere. Willow hatte schon Schweißtropfen auf der Stirn, und ihr war viel weniger wohl als eben noch beim Rausklettern. Für einen Moment dachte sie, dass sie besser noch eine Nacht nach ihrer OP mit dem Suchen nach Johannisfünkchen gewartet hätte. Aber Mommy war doch jetzt so traurig, und Willow wollte sie jetzt trösten.

Im selben Augenblick blinkte ein kleines Licht direkt vor ihrem Gesicht. Willow kicherte, nahm rasch den Deckel vom Glas, fing vorsichtig den Käfer ein und steckte ihn zu »Löwenzahn«. Das Johannisfünkchen blinkte wieder. Es hatte dieselbe Farbe wie die Cantaloupemelonenscheibe, die Mommy mittags für Willow geschnitten hatte. Deshalb nannte Willow das Käferchen »Cantaloupe«, Buttermelone. Cantaloupe und Löwenzahn blinkten zusammen. Sie waren schon Freundinnen!

Willow wollte noch mindestens ein Johannisfünkchen mehr haben. Eigentlich hatte sie

sogar fünf fangen wollen, weil Willow fünf war, aber ihr war viel zu heiß, und noch dazu war sie auf einmal sehr müde. Ein Käferchen mehr, ja, das war gut. Dann hatte sie drei Johannisfünkchen, und die würden Mommy bestimmt genauso froh machen wie fünf.

»Willow!«

Fast hätte sie ihr Schraubglas fallen gelassen, als sie ihre Mutter von der Hintertür rufen hörte. Willow drehte sich um und lief eilig aus dem Wald. Sie sah Mommy die drei Stufen der hinteren Veranda herunterkommen, geradewegs auf Willow zu.

Sie ist bestimmt böse auf mich, dachte Willow unglücklich. Mommy würde schimpfen, Willow fühlte sich gar nicht gut, und sie hatte erst zwei Johannisfünkchen. Ihre schöne Überraschung war geplatzt.

»Willow Conley, was machst du hier draußen?« Mommys eigentlich sanfte, hübsche Stimme klang hoch und schrill. »Du weißt doch, dass du im Bett bleiben musst. Willst du etwa wieder ins Krankenhaus kommen? Denn das wird passieren, wenn du ...«

Genau in dem Moment, als Willow mit versteinerner Miene wegen Mommys Rüge dastand, bebte die Erde unter ihr. Ihre Mutter stürzte von der untersten Verandastufe in Willows kleines Gummipanschbecken, und eine Feuersäule schoss durch das Hausdach. Böartige gelbe Flammen schnellten wie Schlangenzungen aus den zerbrochenen Fenstern und der offenen Hintertür.

Gelähmt vor Schreck und Angst, stand das kleine Mädchen da. Brennende Holzstücke flogen durch die Nacht, von denen einige nur Zentimeter vor der Kleinen landeten. Dennoch lief sie nicht zurück in den Wald. Nein, Willow blieb stehen, ihr Schraubglas fest umklammert und die verängstigten Augen auf Mommy gerichtet, die regungslos im Panschbecken lag. Gieriges Feuer strich über sie hinweg.

Zwanzig Minuten zuvor

Diana Sheridan hatte durch die Windschutzscheibe gesehen, wie der Horizont von hellem Blau zu mattem Lavendel und schließlich Violett wechselte, ehe das Sonnenlicht endgültig hinter den bewaldeten Appalachen verschwand. Inzwischen war es später Abend und Diana froh, fast zu Hause zu sein. Ein Unfall mit drei beteiligten Fahrzeugen auf der Interstate hatte sie reichlich Zeit gekostet.

Hinter einem Berg zerquetschten Blechs, Polizei- und Notarztwagen hatte Diana in der Autoschlange gewartet. Die Leute in den anderen Wagen waren zuerst neugierig, dann mitfühlend und am Ende mürrisch gewesen, weil sie über eine Stunde im Stau festgingen – und das an einem Freitagnachmittag im August, der besonders heiß und schwül war. Diana hatte einen vorbeifahrenden Staatspolizisten angehalten und erfahren, dass es bei dem Unfall einen Toten und drei Schwerverletzte gegeben hatte. Die Opfer aus dem zerquetschten Wagen zu bekommen, war eine zeitraubende Arbeit gewesen, für die sowohl mehrere Fachkräfte als auch Jaws of Life, Schneidbrenner und weiteres Bergungsgerät nötig waren.

Nun, beinahe zwei Stunden später, fuhr Diana vom Highway ab, auf dem unangenehm dichter Verkehr herrschte. Als sie ein Fastfoodrestaurant mit Drive-thru sah, verlockte es sie, schnell heranzufahren, um sich Pommes frites zu kaufen. Ihr knurrender Magen erinnerte sie, dass sie seit heute Morgen nichts mehr gegessen hatte.

Aber ein Blick auf die Uhr am Armaturenbrett hielt sie davon ab. Viertel nach neun – fast genau die Zeit, um die Penny sie gestern Abend im Hotel angerufen und ihr mit ängstlich klingender Stimme gesagt hatte, sie müsste sie baldmöglichst persönlich sprechen.

»Geht es Willow schlechter?«, hatte Diana gefragt, denn Pennys fünfjährige Tochter hatte am späten Dienstagnachmittag eine Blinddarmoperation gehabt. Nein, hatte Penny mit einem Anflug von Erleichterung geantwortet, Willows Appendektomie mittels Laparoskopie war ohne Komplikationen verlaufen. Sie sollte heute, am Freitagmorgen, aus dem Krankenhaus entlassen werden.

Penny schien etwas anderes sehr zu belasten. »Diana, bitte, komm kurz auf deinem Nachhauseweg vorbei«, hatte Penny nachgerade gefleht. »Ich kann nicht am Telefon darüber reden, aber ich muss dir was erklären. Ich möchte nicht, dass Simon und du euch wundert, was aus uns geworden ist ...« Hier hatte Pennys hastige, atemlose Stimme eine Pause eingelegt. »Ich bin da in eine Situation geraten, in der es um Leben und Tod geht.«

Höchst beunruhigt hatte Diana sie gebeten, zur Polizei zu gehen, worauf Penny ihr Nein fast schrie. Also hatte Diana versprochen, bei ihr vorbeizufahren, sobald sie am Freitagabend nach Huntington fuhr. Sie hatte gesagt, dass sie spätestens gegen acht bei Penny wäre. Die Freundin war den Tränen nahe gewesen, hatte sich bedankt und so

schnell aufgelegt, dass Diana sich nicht einmal mehr verabschieden konnte – oder weitere Fragen stellen, wie sie danach verwundert dachte. Wenn es Willow besser ging, was konnte dann in Pennys Leben binnen drei Tagen so furchtbar schiefgegangen sein?

Diana griff nach ihrem Handy, um Penny zu sagen, dass sie leider später kam, aber unterwegs wäre. Als das Display zeigte, dass der Akku so gut wie tot war, fluchte Diana leise. Es war die Pest, dass sie ihr Mobiltelefon ständig verlegte, keinen Empfang hatte oder vergaß, den Akku aufzuladen! Überhaupt wollte sie so ein vermaledeites Ding nie haben. Ihr Großonkel, Simon Van Etton, seines Zeichens Professor der Archäologie im Ruhestand, mit dem sie zurzeit zusammenlebte, war aber so entsetzt gewesen, weil sie kein Mobiltelefon besaß, dass er ihr umgehend eines schenkte. Simon war fünfundsiebzig und für jeden technischen Schnickschnack zu haben, der auf den Markt geschleudert wurde. Folglich blickte Diana nun frustriert auf sein neuestes Geschenk: ein iPhone, das neben ihr auf dem Beifahrersitz lag. Sie hatte noch nicht einmal versucht, sich mit der Bedienung vertraut zu machen. Dianas Techniktalent schien sich auf Kameras zu beschränken.

Seufzend hielt sie an einer roten Ampel. Noch eine Verzögerung. Als Grün kam, trat Diana aufs Gas und konzentrierte sich auf »Layla« von Eric Clapton, das aus ihrem CD-Player erklang. Sicher durfte sie nicht darauf zählen, beim morgigen Tanzabend im Country Club etwas auch nur Ähnliches zu hören, und sie wünschte, sie hätte Glen Austen nicht zugesagt, mit ihm hinzugehen. Glen war Universitätsprofessor, nett anzusehen, intelligent, warmherzig, ausnahmslos höflich und vollkommen berechenbar.

Sogar ihr Großonkel Simon machte keinen Hehl daraus, was er von Dianas Beziehung zu Glen hielt. »Ich habe dich zwar mit Glen bekannt gemacht, aber doch nicht als potenziellem Liebhaber«, sagte er des Öfteren. »Auch wenn er ein netter Bursche ist, du brauchst einen Mann, der ein bisschen Feuer unter dem Frack hat, Mädchen. Mehr so einen wie mich, als ich fünfundzwanzig war!«

Und Diana erwiderte jedes Mal: »Glen ist fünfunddreißig, doch selbst in dem Alter dürftest du entschieden zu viel Feuer für meinen Geschmack gehabt haben.« Diese Bemerkung erheiterte Simon immer wieder, streichelte sein robustes Ego und fand selbstverständlich seine Zustimmung.

Diana hatte »Feuer« bereits erlebt. Sie hatte Leidenschaft und Erregung erlebt und für eine Weile das erfahren, was sie für die wahre Liebe hielt. Nach einer kurzen Verlobungszeit und drei Jahren Ehe musste sie erkennen, wie naiv sie gewesen war. Diana hatte sich an einen Mann gekettet, dem ihr Beruf ebenso ein Dorn im Auge war, wie ihre engen Familienbande es waren. Er wollte der einzig wichtige Mensch in ihrem Leben sein. Als er sie wegen einer Achtzehnjährigen verließ, für die sich die Sonne ausschließlich um ihn drehte, war Diana fast erleichtert gewesen. Fast.

Verärgert, dass sie einen unglücklichen Teil ihrer Vergangenheit hervorkramte, drängte sie die ernüchternden Erinnerungen energisch beiseite und konzentrierte sich aufs Fahren. Penny wohnte in Rosewood, einem Wohnviertel, das wie hundert andere nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Boden gestampft worden war, als die heimkehrenden

Soldaten dringend Häuser brauchten. In den späten Vierzigern, den Fünfzigern und noch bis in die frühen 1960er hinein waren die Häuser gepflegt gewesen und galten als hübsch, wenn auch nicht sonderlich modern. Heute hingegen verfielen Viertel wie Rosewood nach und nach. Die Häuser wirkten nicht mehr frisch und einladend, und annähernd ein Drittel von ihnen war mit »Zu verkaufen«-Schildern versehen. An den Fassaden blätterte die Farbe ab, und Schindeln lösten sich von vernachlässigten Dächern.

Aus diesem Grunde hatte Penny sich Rosewood ausgesucht. »Ich möchte nicht in einer Wohnung eingepfercht sein«, hatte sie Diana gesagt. »Willow soll einen Garten mit Platz für eine Schaukel haben, und Rosewood bietet die einzigen Häuser, die mein Budget erlaubt.«

Penny hatte Diana erzählt, dass ihr Ehemann sofort tot gewesen war, als sein Wagen auf nasser Straße ins Schlingern geriet und gegen einen Telefonmasten prallte. Er hatte ihr lediglich eine Lebensversicherung über fünfundzwanzigtausend Dollar und ein paar Ersparnisse hinterlassen; entsprechend wurde Geld zu einem Problem für eine Frau, die praktisch keine vermögende Verwandtschaft hatte und keine Collegeausbildung. Penny hatte als Teilzeitkellnerin in einem Diner gearbeitet, bis sie beschloss, einen Collegeabschluss zu machen, und anfang, an der Marshall University Sommerkurse in Textkomposition zu belegen. Dort hatte sie Simons Angebot für eine Redaktionsassistentenstelle am Schwarzen Brett gesehen. Sie bewarb sich für den Job, weil sie ihn interessant fand und hoffte, dass er ihr einen geregelten Alltag mit ihrem Kind erlaubte.

Penny Conley war Diana auf Anhieb sympathisch gewesen, als sie zum Vorstellungsgespräch erschien, auch wenn Diana nach einem flüchtigen Blick auf den Lebenslauf nicht glaubte, dass Penny eine Chance hätte, den Job zu bekommen. Der Textkompositionskurs war ihre erste Berührung mit der Wissenschaft, sie hatte keinerlei Erfahrung mit Sekretariats- oder Recherchearbeiten, und sie hatte noch nie etwas anderes gemacht als Kellnern. Diana bezweifelte, dass Penny die Fähigkeiten besaß, die Simon von jemandem verlangte, der ihm beim Schreiben seines vierten Buchs über altägyptische Kultur und seine archäologischen Expeditionen helfen sollte.

Diana hatte den Atem angehalten, als Simon Pennys Lebenslauf las, und befürchtete, er würde sie gleich abweisen. Hinterher schalt sie sich, dass sie so wenig Vertrauen in ihren Großonkel gehabt hatte. Der Mann fällt keine vorschnellen Urteile, was ein Segen für Penny war, denn nachdem sie seine ersten, oberflächlichen Fragen beantwortet hatte, hatte Simon nett mit ihr geplaudert; und eine halbe Stunde später hatte Penny das Haus mit der Weisung verlassen, am Montagmorgen ihren Job bei ihm anzutreten. Das war inzwischen über ein Jahr her, und es hatte sich längst erwiesen, dass Penny nicht bloß gut aussehend und charmant war, sondern auch die gewissenhafteste und klügste Assistentin, die Simon jemals gehabt hatte. Sie und ihre kleine Tochter gehörten mittlerweile quasi zur Familie.

Endlich erreichte Diana Pennys Viertel. Sie streckte sich hinter dem Lenkrad. Ihr kam es vor, als wäre sie schon seit dem frühen Morgen unterwegs, nicht erst seit dem frühen

Nachmittag. Der Fotoauftrag war anstrengender gewesen als erwartet. Sie hatte geglaubt, es wäre eine Kleinigkeit, ein paar Fotos für eine Städtetourismusbroschüre. Doch fast jedes Mal, wenn sie ihre Kamera eingestellt hatte und zu knipsen begann, hatte der lästige Boss des Tourismusceneters »Stop!« gebrüllt, weil er irgendwo eine Wolke entdeckt hatte, die an eine ungünstige Stelle wanderte, oder eine welke Petunie in einer Blumenrabatte. Nach dem ersten Tag war Diana drauf und dran gewesen, den Kerl zu erwürgen.

Als sie am dritten Tag schließlich fertig war, floh sie buchstäblich aus der Stadt, denn vor lauter unterdrückter Wut waren ihre Muskeln schmerzlich verspannt. Sie schwor sich, dass sie im nächsten Jahr nur noch solche bezahlten Aufträge annehmen würde, die ihr Spaß machten. Einige Galerien in New York City, Chicago und San Francisco zeigten bereits ihre Arbeiten, und im letzten Jahr hatten die Verkäufe deutlich Dianas Erwartungen überstiegen, wenn nicht gar ihre kühnsten Träume. Seitdem musste sie nicht mehr hinter jedem Cent herjagen.

Sie bog in Pennys Straße ein, die dunkel war, da keine Straßenlaternen brannten, und ein kalter Schauer lief Diana den Rücken hinunter. Für einen kurzen Moment erstarrte sie und hörte die versonnene Stimme ihrer Großmutter von vor langer Zeit: »Mir ist, als würde jemand auf mein Grab treten«, hatte sie bisweilen gesagt, worauf Simon, allzeit pragmatisch und bodenständig, ihr liebevoll bedeutete, solche Bemerkungen ließen sie einfältig wirken. Diana indes wusste genau, was ihre Großmutter gemeint hatte. Auf einmal fühlte sie sich schwach, ängstlich, verloren und fror, als flüsterte ihr der Tod selbst ins Ohr.

Als flüsterte ihr der Tod selbst ins Ohr? Was war denn in sie gefahren? Diana schüttelte den Kopf und befand, dass sie wohl hoffnungslos übermüdet war.

Sobald Pennys Haus in Sicht war, atmete Diana auf. Penny hatte ihre Außenbeleuchtung angeschaltet, in deren Schein ein hoher Topf mit roten Geranien und die Hollywoodschaukel standen, die sie auf Willows Wunsch hellblau gestrichen hatte. Diana entsann sich, wie sie hier vorbeikam, als Penny beim Streichen gewesen war und über und über voller Farbspritzer. Penny hatte gelacht und verraten, dass sie zum ersten Mal den Pinsel schwang und wahrscheinlich auch zum letzten Mal.

Diana parkte vorn an der Straße, denn in Pennys Auffahrt hockte ein Stinktief, das sie lieber meiden wollte. Sie schaltete die Wageninnenbeleuchtung an, blickte in den Rückspiegel, zupfte an ihren langen honigbraunen Locken, die sich bei der hohen Luftfeuchtigkeit heftig kräuselten, und wischte sich etwas verschmierten Mascara unter einem ihrer heidegrünen Augen weg. Selbst im matten Licht sah sie eindeutig müde und älter als achtundzwanzig aus.

Später konnte Diana sich nicht mehr erinnern, ob sie die Explosion zuerst gesehen oder gehört hatte. Sie stellte den Motor ab und griff nach ihrer Tasche, als Pennys kleines weißes Haus plötzlich zu einem blendend hellen Feuerball wurde. Diana schrie, als ihr Wagen durchgerüttelt wurde und brennende Trümmer auf Glas und Metall niederregneten. Zuerst duckte sie sich, dann hob sie vorsichtig den Kopf und sah gelb-

rote Flammen, die das Haus verschlangen, auf die Büsche und Sträucher übergriffen und über den Rasen züngelten. Mit tödlicher Ausgelassenheit reckten sie sich dem ruhigen, pechschwarzen Himmel entgegen. Es war ein loderndes, gieriges Inferno, von dem Diana sicher war, dass es niemand überlebt haben konnte.

*

Dicker, grauschwarzer Rauch schlug aus den riesigen aufschießenden Flammen und bauschte sich auf. Der Wind teilte die Wolke in Lagen, trieb die Schichten auf Dianas Auto zu, die sich wie ein Leichentuch aus Gaze auf den Wagen legten. Diana hörte ein klägliches Wimmern und brauchte einen Moment, ehe sie begriff, dass das Geräusch von ihr kam, die zitternd dasaß, das Lenkrad umklammernd und wartend ...

Worauf? Auf Penny, die mit Willow an der Hand zu ihr gerannt kam?

Diana machte sich an der Wagentür zu schaffen. Als sie die Tür endlich offen hatte und ausstieg, stellte sie fest, dass ihre Beine zu wacklig waren, um ihr Gewicht zu tragen, und sank auf den Sitz zurück. Sie fühlte nicht einmal den Schlag, den die zufallende Tür ihren aus dem Auto hängenden Beinen versetzte. Ich muss etwas tun, dachte sie. Ich muss dringend etwas tun. Sie sah zu dem iPhone mit dem leeren Akku, das sie sowieso nicht besonders sicher bedienen konnte, dann wieder zu dem kleinen Haus, das immer noch lichterloh brannte. Diana hatte für einen Moment die Augen geschlossen, als jemand ihre Tür aufriss und brüllte: »Alles in Ordnung mit Ihnen?« Sie zuckte erschrocken zusammen.

Vor ihr stand ein Mann mit sonnengebleichtem blonden Haar, das nach hinten gekämmt war und eine breite Stirn freigab ... und stahlblauen Augen. Vom Rauch waren sie ein bisschen wässrig. »Miss, alles in Ordnung?«, fragte er noch einmal. Seine Stimme war rau und klang ein wenig nach Südstaaten.

Diana schluckte. »Meine Freundin Penny. Das ist ihr Haus. Ich kam gerade und ...« Ihre Kehle war wie zugeschnürt.

»Penny«, wiederholte der Mann.

»Penny C-Conley«, stammelte Diana.

»Ich bin nicht von hier. Ich bog gerade in die Straße ein, als ich die Explosion sah.« Der Mann sprach schnell. »Haben Sie die 911 angerufen?«

Was? Diana war wie betäubt.

»Lady, haben Sie 911 angerufen?«, schrie er fast.

»N-Nein. Mein Mobiltelefon ist tot.« Sie erkannte sich kaum selbst wieder, denn ihre Stimme klang so zittrig, hell und tonlos. Ja, sie hörte sich an, als wäre die Explosion weder furchtbar noch überraschend für sie gewesen. Aber der Mann nickte und verschwand. Erst jetzt bemerkte Diana, dass sie weinte. Tränen liefen ihr über die Wangen, die bebenden Lippen und das Kinn, von dem sie auf ihre Bluse tropften. Sie wischte sich das Gesicht, doch es kamen immer neue Tränen nach, und schließlich gab Diana es auf, ließ ihre Hände in den Schoß sinken und saß stumm schluchzend da. Gleichzeitig hasste sie sich für ihre Hilflosigkeit.

Kurz darauf kehrte der Mann zurück. »Hilfe ist unterwegs. Wir müssen Ihren Wagen

wegfahren, damit die Rettungskräfte Platz haben«, rief er. Diana nickte und griff nach der Zündung. Kein Schlüssel. Sie hatte ihr Schlüsselbund fallen lassen, als das Haus explodierte.

»Rutschen Sie rüber.«

Diana folgte prompt seinem Befehl. Der Mann sprang auf den Fahrersitz, bückte sich hinunter und angelte die Schlüssel aus dem Fußraum. »Ich habe sie gesehen, als Ihre Innenbeleuchtung anging.« Ohne sie anzusehen, sagte er: »Ich heiße übrigens Tyler Raines.«

»Diana ... Sheridan.«

Er ließ den Motor an und fuhr drei Häuser weiter. Wieder wischte Diana sich das tränennasse Gesicht, dann fuhr sie ihr Fenster herunter und sah hinaus. Ein übergewichtiger Mann in den Vierzigern mit ausgeleierter Trainingshose und einer Bierdose in der Hand stand auf seiner Veranda und glotzte auf das Feuer.

»Wo sind alle anderen?«, rief Tyler Raines ihm zu, während er aus Dianas umgeparktem Wagen sprang. »Wo sind die Nachbarn?«

Die Trainingshose glotzte noch einen Moment verständnislos. »Das Haus rechts ist leer, und links wohnt nur eine alte Frau, Miss Hanson. Die hat chronische Polyarthrititis.«

Mrs Hanson, korrigierte Diana im Geist. Clarice Hanson. Pennys Freundin und häufige Babysitterin für Willow.

Tyler Raines rannte auf Mrs Hansons Haus zu. Die Trainingshose blinzelte zu Diana. »Was 'n los? Kann das Feuer bis zu mir kommen?«

Inzwischen hatte Diana sich aus dem Auto gekämpft, hielt sich aber noch an der Tür fest, ihr Magen krampfte. Wenigstens hatte sie aufgehört zu weinen.

»He!«, brüllte der Mann ihr zu, und Diana fiel auf, dass er lallte. »Ich hab Sie was gefragt!«

»Ich weiß es nicht«, fuhr Diana ihn an. Das Bier in seiner Hand war eindeutig nicht sein erstes heute – wahrscheinlich nicht mal sein viertes oder fünftes. »Wenn Sie Familie haben, schaffen Sie sie raus!«

»Aber mein Haus ...«

Diana musste sich nicht weiter mit ihm abgeben, denn eine Frau und ein junges Mädchen kamen an ihm vorbei auf die Veranda gelaufen und rempelten ihn um ein Haar um. Er schwankte bedrohlich, während seine Frau kreischte: »Clyde, verflucht noch mal! Zum Henker mit der Bruchbude. Wir sind ja wohl wichtiger, oder?«

Der Mann runzelte die Stirn, als müsste er überlegen, wobei er immer noch schwankte und zu Pennys lichterloh brennendem Haus blickte. Diana sah ebenfalls hin, und ihr wurde schlecht bei dem Gedanken an Penny und Willow inmitten des Infernos. Irgendetwas drinnen war in Brand geraten, eine weitere Rauchsäule stieg in den Nachthimmel, sprühte Funken. Zugleich frischte der Wind auf, und eine Böe ergriff ein brennendes Bruchstück und schleuderte es in Richtung von Mrs Hansons Haus.

Die Flammen, die über Mrs Hansons Dach züngelten, begannen, die alten Schindeln zu fressen. Wie schnell konnte aus so einer kleinen Feuerspur ein gefährlicher Brand

werden? Dianas Herz pochte wie verrückt, bis sie Tyler Raines sah, der eine Frau aus dem Haus trug. Er kam auf Dianas Auto zu, und sie riss die Tür ganz auf, sodass er Mrs Hanson auf den Beifahrersitz setzen konnte, wo sie das Feuer aus ihrem Blickfeld verlor. Penny hatte erzählt, dass Clarice Hanson gerade über siebzig war. Sie war zierlich, hatte zarte Züge und erstaunlich klare, veilchenblaue Augen, die in ihrem entsetzten Gesicht riesig wirkten. »Mein Gott, was ist geschehen?«, hauchte sie.

Diana hockte sich hin und ergriff behutsam die zerbrechlichen Hände mit den geschwollenen Knöcheln. »Mrs Hanson?« Die Frau nickte. »Wir wissen nicht, was passiert ist. Pennys Haus geriet auf einmal in Brand.«

»Nein, Pennys Haus ist explodiert!« Mrs Hansons Kinn bebte. »Ich hatte meine Vorhänge noch nicht zugezogen. Ich habe es gesehen!«

»Die Feuerwehr wird jeden Moment hier sein.« Diana blickte über das Wagendach zu Tyler Raines und sagte stumm: »Ihr Haus?« Seine blauen Augen huschten in die Richtung des Hauses, aus dem er eben gekommen war, dann wieder zu Diana, und er nickte.

Plötzlich hörte Diana das Heulen von Sirenen. Sie musste daran denken, wie oft sie sich geärgert hatte, wenn das Geheul sie nachts weckte. Das würde sie nie wieder. Blaulichter zuckten durch die Nacht, als ein Löschfahrzeug um die Ecke bog.

»Du meine Güte.« Mrs Hansons Stimme kippte, und Tränen glänzten in ihren Augen. Zitternd nestelte sie an der Tasche ihres verwaschenen geblühten Baumwollkleids und holte ein kleines weißes Stofftaschentuch hervor. »So etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Ich auch nicht.« Diana entging nicht, wie dünn und alt ihre eigene Stimme klang. Sie legte die Arme um Clarice Hansons schmale, zitternde Schultern und hielt die Frau so, dass sie das Feuer nicht sehen konnte. »Alles wird wieder gut, Mrs Hanson.«

»Wie können Sie das sagen, wo doch Penny und ihre Kleine ...«

»Schhh.« Diana umarmte die Frau fester. »Wir wissen noch gar nicht, was mit ihnen ist. Vielleicht waren sie nicht zu Hause.«

»Doch, waren sie.« Mrs Hanson hörte auf, sich die Augen zu tupfen, und wurde ungleich resoluter. »Willows Fenster geht auf mein Haus hinaus. Bei ihr brannte Licht, und ich sah, wie Penny hineinging und ihr einen Gutenachtkuss gab. Willow ist heute erst aus dem Krankenhaus gekommen, Penny würde sie nie allein lassen. Penny ist eine gute Mutter!«

Penny würde sie nie allein lassen. Penny ist eine gute Mutter. Die Worte hallten in Dianas Kopf wider.

Natürlich waren Penny und Willow zu Hause gewesen. Wo sollten sie sonst sein, wenn Willow sich von einer Operation erholte? Während Penny ängstlich auf Diana wartete? Diana versuchte, tief einzuatmen, doch es gelang ihr nicht. Mechanisch tätschelte sie Mrs Hansons Schulter. Die Frau vergrub das Gesicht in ihrem Taschentuch, und Diana drehte sich um. Die Feuerwehrleute sprangen gerade aus dem Fahrzeug, brüllten Befehle und schlossen den Schlauch am nächsten Hydranten an, richteten die Spritze auf die Flammen. Ein kräftiger Wasserstrahl schoss heraus.

Ein Notarztwagen parkte direkt vor dem Feuerwehrfahrzeug. Mrs Hanson hob den Kopf

und jammerte: »Ob die Penny und Willow finden?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Diana matt. »Ich wünschte, Mr Raines würde zurückkommen und uns erzählen, was los ist. Aber er scheint den Feuerwehrmännern helfen zu wollen. Was denkt er sich bloß? Er hat doch nicht mal einen Schutzanzug an!«

»Ach du liebe Güte, nein, hat er nicht.« Mrs Hanson hörte sich zugleich resigniert und bewundernd an. »Es ist unvorsichtig von ihm, helfen zu wollen, aber Männer sind so mutig.«

»Manche.« Dianas Blick wanderte unweigerlich zu der Trainingshose. Torkelnd verließ der Kerl nun endlich sein Haus, die Bierdose in der Hand. Seine Frau und die Tochter waren längst fort. Als er an Dianas Wagen vorbeikam, ergänzte sie: »Andere wissen nicht mal, was das Wort bedeutet.«

Mrs Hanson sah ebenfalls zu der Trainingshose. »Ah, den meinen Sie«, sagte sie verächtlich. »Ich bin so froh, dass der Blonde zufällig kam und uns geholfen hat. Mr Buckner, dieser Trunkenbold, verschwendet nur Platz im Universum, wie mein Henry gesagt hätte.«

Mr Buckner, der sich mehr um sein Haus als seine Familie sorgte. Diana wunderte es, dass er nicht hineingelaufen war, um sich noch eine Bierdose zu holen, damit er die Zeit durchstand, bis er wieder in sein Haus durfte. Der Mann war fürwahr eine Vergeudung von Raum im Universum, dachte Diana und erinnerte sich jetzt, dass Penny erzählte, er wäre der faulste Kerl, dem sie je begegnet wäre. Allerdings hatte er genug Energie für eklige Annäherungsversuche aufgebracht. Tyler Raines war ein ganz anderer Typ. Diana fragte sich, womit Mrs Hanson und sie das Glück verdienten, dass er ausgerechnet in dem Augenblick auftauchte, in dem sie ihn dringend brauchten.

Mrs Hanson sagte schwach: »Sie sind Pennys Freundin Diana, nicht?«

»Ja. Ich wollte sie besuchen.« Dianas Kehle wurde erneut schmerzlich eng. »Ich war spät dran.«

»Dann danken Sie Gott, Kind. Sonst wären Sie in dem Haus gewesen.«

Ich wäre in dem Haus gewesen. Die Erkenntnis erwischte Diana mit voller Wucht. Ihr wurde übel vor Entsetzen. Wäre sie eine Minute früher aus dem Wagen gestiegen ...

Mrs Hanson sah zu ihr auf und bemerkte offenbar Dianas Elend, denn sie drückte ihre Hand fest und wechselte rasch das Thema. »Entschuldigen Sie meine Neugier, aber ist der blonde Mann, der uns hilft, Ihr ... Verehrer?«

»Sie ... Meinen Sie, ob er mein Freund ist?«, fragte Diana benommen, die Mühe hatte, sich wieder auf Mrs Hanson zu konzentrieren. »Nein. Ich habe ihn noch nie gesehen. Er meinte, er wäre gerade in die Straße eingebogen, um zu wenden, als das Haus explodierte. Sein Name ist Tyler Raines.«

»Tyler Raines. Nie gehört, dabei kam er mir irgendwie bekannt vor. Na, jedenfalls dachte ich das zuerst. Mein Gedächtnis ist nicht mehr das, was es mal war. Gott sei Dank war er hier. Meine Arthritis setzt mir diese Woche wieder schlimm zu, sodass ich ohne Rollator keinen Schritt machen kann. Ich war so zittrig, dass ich den Gehwagen umgekippt habe, und da stand ich, schwankte und wäre wohl jeden Moment auf dieses

verdammte Ding gekippt. Aber dann kommt auf einmal dieser Mann rein, hebt mich hoch, als wäre ich so leicht wie ein Vögelchen, und trägt mich hier raus zu Ihnen. Wäre er doch bloß rechtzeitig bei Penny und Willow ...«

Mrs Hanson brach mitten im Satz ab. Ihre Hände zitterten heftig. »Oh gütiger Himmel, das kleine Haus ist einfach in die Luft geflogen! Wir haben ja beide eine Gasheizung. Kann Pennys Gasbrenner explodiert sein?«

»Mitten im Sommer hatte Penny ihre Heizung sicher nicht an. Vielleicht war es der Boiler. Er wird auch mit Gas beheizt, und er steht im Keller, wenn ich mich nicht irre. Ein Gasleck im Keller würde Penny nicht gleich bemerken. Und ein Funke genügt, um das Gas zu entzünden.«

»Woher soll der Funke gekommen sein?«

»Von einer ausgefransten Kabelummantelung vielleicht, oder der Boiler wurde angestellt, oder der Rohrdruck war falsch, oder ...« Diana sah Mrs Hanson hilflos an, die sie erwartungsvoll anschaute. »Ich bin kein Experte und kann nur raten.«

Mrs Hanson ließ die Schultern sinken. »Ach, die Ursache hilft Penny und Willow eh nicht mehr. Oh mein Gott, diese armen Dinger!« Mrs Hansons Stimme bebte. »Bei der Explosion hat sogar mein Haus gewackelt. Meine Tochter macht sehr schöne Kunstkeramik, müssen Sie wissen, und sie hat mir eine Figur gemacht, die genauso aussieht wie Willow. Sie meinte, es ist das Beste, was sie je zustande gebracht hat. Die fiel von meiner Vitrine, und ich weiß, dass die Figur kaputt ist. Es ist wie ein Zeichen.«

Nun schluchzte Mrs Hanson richtig und hielt sich ihr Taschentuch vors Gesicht. Diana, die noch vor ihr hockte, beugte sich in den Wagen und nahm die alte Frau in ihre Arme. Dabei gab sie tröstende Laute von sich, als würde sie ein Kind beruhigen.

Gedankenverloren wiegte sie Pennys Nachbarin und sprach weiter tröstend auf sie ein, während sie zu dem Betrieb rund um Pennys Haus sah. Die Feuerwehrleute hatten riesige Strahler aufgestellt, die alles grell beleuchteten, sodass die Szene wie ein Filmset anmutete, künstlich und fremd, nicht mehr wie Pennys vertrautes und sehr reales Zuhause – oder die brüchige Hülle von ihm. Die rechte Hälfte war komplett zerstört, und von der linken standen nur noch zwei Drittel, die das Wasser aus den gigantischen Schläuchen hinreichend getränkt hatte, dass sie nicht mehr brannten. Aus Dianas Warte nahm sich das Hausinnere schwarz und glitzernd aus. Der hintere Teil indes war vollkommen dunkel.

Ein paar kleinere Feuer schwelten drinnen noch. Drei Feuerwehrleute gingen hinein und löschten die letzten Flammen. Diana konnte die Männer sehen, wie sie sich in kleinen Schritten in dem erhaltenen Teil vorwärtsbewegten und immer wieder hinunterschauten. Vermutlich war ein Großteil des Wohnzimmerfußbodens eingebrochen, und die Männer blickten in den Keller. Zwischendurch sahen sie auch nach oben und wichen herabstürzenden Balken und Schindeln aus. Offensichtlich suchten sie in der Ruine nach Überlebenden. Bei dem Gedanken schloss Diana die Augen. Wie gern würde sie einen von ihnen rufen hören: »Wir haben eine Frau und ein kleines Kind gefunden, unverletzt!«

Aber keiner sagte etwas von einer Frau und einem kleinen Mädchen. Die Männer

bewegten sich bloß langsam und schweigend durch die verkohlten Reste dessen, was eine halbe Stunde zuvor noch Pennys gemütliches kleines Haus gewesen war, in dem Willow gelegen hatte, die sich von ihrer Operation erholte – bewacht und beschützt von ihrer Mutter.

Das Feuer von Mrs Hansons Haus war gelöscht, auch wenn Diana nicht beurteilen konnte, wie sehr es gelitten hatte. Bisher wusste die arme Frau noch nicht einmal, dass die Feuersbrunst auf ihr Haus übergegriffen hatte, und Diana graute davor, es ihr sagen zu müssen oder sie auch nur sehen zu lassen, egal, wie nichtig der Schaden sein mochte. Mrs Hanson machte nicht den Eindruck, als könnte sie noch mehr schlechte Nachrichten verkraften. Dennoch musste es ihr irgendjemand sagen.

Also holte Diana tief Luft und bemühte sich, so ruhig wie möglich zu sprechen. »Mrs Hanson, ich fürchte, das Feuer hat auf Ihr Haus übergegriffen beziehungsweise auf einen kleinen Teil.« Die Frau hielt hörbar den Atem an, aber Diana lächelte ermutigend. »Ein herumfliegendes brennendes Bruchstück traf Ihr Dach. Die Feuerwehr hat die Spritze sofort darauf gerichtet, und ich bin sicher, dass die Männer das Feuer zum Erlöschen gebracht haben«, sagte sie rasch. »Aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, ein paar Minuten hier im Wagen zu warten, würde ich gern nachsehen, wie groß der Schaden ist.«

Mrs Hanson umklammerte Dianas Arm. »Oh nein, Diana! Sie müssen unbedingt hier beim Wagen bleiben, wo Sie geschützt sind! Dort ist es gefährlich. Mein Haus ist bloß ein altes kleines Ding, nichts, wofür Sie riskieren dürfen, verletzt zu werden.«

»Ich werde sehr vorsichtig sein. Mr Raines ist schon eine Weile weg. Vielleicht haben sie ... etwas gefunden.«

»Sie meinen, jemanden«, sagte Mrs Hanson traurig. »Wenn sie Penny und Willow gefunden hätten, bin ich sicher, dass der junge Mann gleich zurückgekommen wäre, um es uns zu sagen.« Sie schluckte angestrengt, als müsste sie ein Schluchzen unterdrücken. »Oh, ich halte das nicht aus!«, platzte es aus ihr heraus.

»Vielleicht hilft Tyler Raines noch und kann nicht zurückkommen. Ich muss wissen, was los ist, Mrs Hanson! Deshalb möchte ich hingehen und selbst nachfragen. Ist es okay, wenn ich Sie kurz allein lasse?«

Mrs Hanson holte tief Luft und sagte mit vorgetäuschter Stärke: »Natürlich ist das okay, meine Liebe. Meine Gelenke mögen geschwollen sein, aber mein Herz ist noch in bestem Zustand.« Sie klopfte auf Dianas Hand. »Gehen Sie nur und sehen Sie nach. Ich bleibe still hier sitzen.«

Und weine, fügte Diana in Gedanken hinzu, als sie aufstand. Ihre Beine krampften leicht, weil sie zu lange in der Hocke gesessen hatte. Sie schloss die Wagentür und hoffte inständig, Mrs Hanson bliebe auf die Weise ein Großteil des Lärms und Rauchs erspart. Und insgeheim wünschte sie sich, sie könnte den Anblick des zerstörten Hauses ebenso leicht aussperren.

Sie schaute sich um und sah, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchte. Mrs Hanson saß erhobenen Hauptes da, und Diana war sicher, dass ihre hübschen Augen stur geradeaus blickten – Augen, die anscheinend keine Brille benötigten, obgleich sie in ihren

Siebzigern waren. Diana schob sich das dicke, windzerzauste Haar hinter die Ohren und versuchte, möglichst festen Schrittes auf die betroffenen Häuser zuzugehen.

»Was haben Sie vor?«

Diana erschrak beim Klang von Tyler Raines' scharfer Stimme. Sie hatte sich bemüht, ihre Gedanken von Penny und Willow fernzuhalten, indem sie sich auf Mrs Hanson konzentrierte. Dabei hatte sie nicht einmal bemerkt, dass Raines auf sie zugeschritten kam. Nun richtete sie sich zu ihren vollen eins siebenundsechzig auf, musste aber mindestens zwanzig Zentimeter höher blicken, um ihn wütend anzufunkeln. »Ich will Pennys Haus sehen.«

Tyler Raines stand wie eine Mauer vor ihr. Schweißspuren zogen sich über sein schmutziges Gesicht, und Ruß saß in seinen Stirnfalten. Sein hellblaues T-Shirt hatte einen schwer zu beschreibenden Grauton angenommen und klebte ihm an der breiten Brust. Das feuchte, eher längere Haar hatte sich zu einem wirren Scheitel geteilt und hing ihm bis über die hohen Wangenknochen, fast bis zu den Ohrläppchen.

Der Mann sah erschöpft aus und für Dianas Wahrnehmung erstaunlich besorgt um Menschen, die er nicht einmal kannte. Aber das Schlimmste war, dass er zweifellos mit ihr streiten wollte. Sie verengte ihre Augen ein wenig und biss die Zähne zusammen.

Beide musterten einander abschätzend. Dann glaubte Diana, Verständnis in Raines' Augen aufflackern zu sehen, bevor er seufzend beiseiteging. »Okay, na gut, verdammt. Nur zu. Aber seien Sie vorsichtig. Überall liegen Schläuche, ist es glitschig und ...«

»Was ich auch selbst sehen kann. Ich bin kein Kind. Und ich habe ganz sicher nicht vor, wie eine Beklopte kreuz und quer ...«

»Mich sorgt weniger, dass Sie sich wie eine ›Beklopte‹ aufführen, als dass Sie in Ohnmacht fallen könnten.«

Trotz der Situation, die eine derartige Reaktion durchaus naheliegend erscheinen ließ, war Diana empört. »Ich zähle nicht zu den albernen Frauen, die ohnmächtig werden! In meinen ganzen Leben bin ich noch nie in Ohnmacht gefallen, und ich war schon auf archäologischen Expeditionen in Ägypten!«

»Ägypten, ja? Nun, das ist beeindruckend, aber vergessen wir nicht, dass Sie einer Ohnmacht ziemlich nahe waren, als Sie versuchten, aus Ihrem Wagen zu steigen, nachdem das Haus explodierte.« Raines bedachte sie mit einem harten Blick aus seinen stahlblauen Augen, und Diana errötete bei der Erinnerung. »Falls Sie dennoch darauf bestehen, die Katastrophe von Nahem zu besichtigen, kann ich Sie wohl nicht davon abhalten.«

»Nein, das können Sie nicht«, zischte Diana, die sich an ihren schwindenden Mut klammerte. »Und ich bin nicht nur irgendeine Fremde, die eine Katastrophe von Nahem besichtigen will, wie Sie es formulieren. Meine Freundin Penny und ihre fünfjährige Tochter waren in dem Haus!« Dianas Stimme kippte, aber sie fuhr fort. »Erwarten Sie, dass ich weiter artig Stunde um Stunde im Auto hocken bleibe, bis irgendwer die Zeit findet, mir zu erzählen, ob sie noch leben oder nicht?«

Diana war fast sicher, dass er zusammenfuhr. Dann wurde sein Blick eine Nuance

weicher. »Verzeihen Sie meine Wortwahl. Selbstverständlich möchten Sie erfahren, was aus Ihren Freunden geworden ist, Miss ... Entschuldigung, ich habe Ihren Namen vergessen.«

»Diana Sheridan«, fauchte sie gereizt. Sie war so wütend, dass sie drohte erneut in hemmungsloses Schluchzen auszubrechen, womit er wohl rechnete. »Würden Sie mich jetzt bitte vorbeilassen?«

»Okay, aber ich komme mit Ihnen. Ich will nicht, dass Sie womöglich irgendwo einstürzen und sich einen Arm oder ein Bein brechen. Damit würden Sie die Leute von der Arbeit abhalten.«

»Ich kann sehr wohl aufpassen, wo ich hintrete, Mr Raines.«

»Sagen Sie Tyler. Und ich bezweifle nicht, dass Sie gewöhnlich vorsichtig sind. Aber heute Abend sind Sie aufgewühlt, und der Bereich um das Haus ist gefährlich.« Er schloss eine Hand fest um ihren Unterarm, worauf Diana erstarrte und ihn wütend ansah. »Keine Widerrede«, warnte er sie eisern. »Falls es Ihnen noch nicht aufgefallen ist, Sie zittern wie Espenlaub. Sogar Ihre Lippen zucken. Sie sind mitgenommener, als Ihnen bewusst ist.«

Diana stieß einen Laut aus, von dem sie hoffte, dass er pure Verachtung ausdrückte, auch wenn sie insgeheim dankbar war, dass die große, kräftige Hand sie hielt, als sie weitergingen. Alles in ihr schien zu vibrieren, und ihre Beine waren ziemlich wacklig. Sie war immer so stark gewesen, emotional und physisch, weshalb Großonkel Simon ihr erlaubt hatte, ihn erstmals auf seine Ägypten-Expedition zu begleiten, als sie achtzehn war. Jetzt aber fühlte sie sich schwach und verletzlich, auch wenn sie ihr Bestes gab, diese ungekannte Zerbrechlichkeit zu verbergen.

Diana richtete den Blick auf den Boden, damit sie ja über nichts stolperte, wie Tyler Raines prophezeit hatte. Sie wollte ihm beweisen, dass sie alles unter Kontrolle hatte. Was nicht der Fall war. Sie blieb abrupt stehen, als sie sich dem Haus näherten und Diana Holz knacken hörte. Ein Mann schrie drinnen auf, bevor ein Krachen Diana sagte, dass der Holzfußboden unter einem der drei Feuerwehrmänner drinnen nachgegeben hatte.

Ein allgemeiner Verzweiflungsschrei stieg in die Nacht auf; Männer rannten auf das kleine Haus zu, die nicht wagten, hineinzugehen und noch mehr Gewicht auf den Rest des Wohnzimmerbodens zu bringen. Die zwei anderen Feuerwehrleute, die sich im Schein der Strahler unwirklich ausnahmen, standen wie angeklebt an der Wand. Beide blickten hinunter in den Keller, und einer rief: »Davis, alles okay?«

Jeder schien für mindestens zehn endlose Sekunden den Atem anzuhalten. »Davis! Alles in Ordnung?«, brüllte der Mann noch mals.

Nach einem Moment kam eine schwache, atemlose Stimme aus den Tiefen des Hauses. »Ich lebe noch. Bin auf die Seite geknallt.« Eine Pause folgte, dann ein matter Schmerzenslaut. »Ich hab mir ... wohl ... ein paar Rippen gebrochen.«

»Beweg dich nicht! Du könntest dir die Lunge perforieren.« Pause. »Sanitäter!«

Niemand kam, und jemand anders rief. Einmal. Zweimal. Dann kamen zwei Männer und eine Frau um die Ecke des Hauses, die eine Rolltragbahre schoben. Ein

Feuerwehrmann rannte zu ihnen und brüllte sie an, als stünden die drei mindestens einen Kilometer entfernt von ihm. »Einer unserer Jungs ist durch den Boden gekracht! Er glaubt, dass er sich Rippen gebrochen hat. Ihr müsst ihm helfen!«

Die Sanitäterin sah ihn ungerührt an. »Ich fürchte, Ihr Mann muss noch ein paar Minuten warten, bis das zweite Rettungsteam hier ist. Wir haben eine Frau im Garten hinten gefunden.«

»Penny!« Diana riss sich von Tyler los und rannte auf die Tragbahre mit der reglosen Gestalt zu. Dort angekommen, starrte sie auf die regungslose Frau, die mit einem weißen Tuch bedeckt war, das einzig ihren Kopf frei ließ. Der Anblick traf Diana wie ein Hammerschlag. Ein Sanitäter hatte das, was von Pennys kurzem mahagonibraunen Haar noch übrig war, nach hinten gestrichen, um ihr ehemals schönes Gesicht freizugeben, von dem die linke Hälfte nun voller Brandblasen war, die Haut ihrer Stirn abgehoben, die ihrer Wange total zerstört, ebenso die ihrer Nase und ihres Augenlids.

Diana trat vor Entsetzen schauernd zurück. Der Anblick ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren. Nach einer halben Ewigkeit, wie es ihr vorkam, flüsterte sie verzweifelt: »Mein Gott, Penny.«

Die Sanitäterin sah Diana mitfühlend an. »Sie lag in einem Gummiplanschbecken mit ein paar Zentimetern Wasser drin. Die rechte Seite ihres Gesichts war im Wasser, aber ihre Nase ragte natürlich raus, sonst wäre sie ertrunken.«

»Penny?« Diana beugte sich über ihre schwer brandverletzte Freundin, und auch wenn es nutzlos war, sagte sie: »Penny, ich bin's, Diana.«

»Sie ist bewusstlos, dem Himmel sei Dank«, sagte die Sanitäterin leise mit einem leicht irischen Akzent. »Sie kann Sie nicht hören, Ma'am. Und sehen Sie sie nicht mehr an. Sie würde nicht wollen, dass Sie sie in diesem Zustand sehen, und Sie möchten sich so nicht an sie erinnern.«

»Erinnern?«, wiederholte Diana entgeistert. »Sie ist doch nicht tot, oder?«

»Nein, aber ...« Die Frau verstummte und blickte auf die Reste von Pennys Gesicht.

Einer ihrer Kollegen meldete sich zu Wort. »Sie ist nicht tot, Miss, aber sie hat ein paar schwerste Verbrennungen.«

»Nicht nur im Gesicht?«, fragte Diana unglücklich.

»Die ganze linke Hälfte ihres Körpers war dem Feuer ausgesetzt.« Der Mann sah Diana mitfühlend und zugleich bestimmt an. »Die Verbrennungen sind sehr schlimm. Belassen wir es dabei. Im Moment ist nur wichtig, dass wir sie so schnell wie möglich in ein Krankenhaus schaffen. Die Ärzte können Ihnen später mehr sagen.«

Während sie die Tragbahre weiterrollten, merkte Diana, dass ihr jedwede Kraft aus den Knochen wich. Inzwischen stand allerdings Tyler Raines neben ihr, der ihren einen Ellbogen stützte, und sie sank einfach gegen den Mann, denn ihr war vollkommen egal, wer sie hielt oder wie schwach sie wirken mochte.

Die Sanitäter schoben Penny in die alles verschluckende Dunkelheit, als Diana Luft holte, sich aufrichtete und rief: »Penny hat eine kleine Tochter. Sie ist fünf. Haben Sie sie gefunden?«

Die Sanitäterin blickte über die Schulter zu ihr. Ihre Blicke begegneten sich, und Diana kannte die Antwort, ehe die junge Frau rief: »Wir haben keine Spuren von einem Kind gefunden. Vielleicht drinnen ...«

Vielleicht drinnen, wo das Feuer in ungebremster Ekstase gewütet und alles verschlungen hatte, dachte Diana, einschließlich eines niedlichen, unschuldigen fünfjährigen Mädchens.

Und zum ersten Mal in ihren achtundzwanzig Jahren wurde Diana ohnmächtig.